

**ILSE MODELMOG**

---

ANNÄHERUNG UND GRENZÜBERSCHREITUNG  
KONVERGENZEN GESTEN VERORTUNGEN

**ANNÄHERUNG UND GRENZÜBERSCHREITUNG: KONVERGENZEN GESTEN VERORTUNGEN  
SONDERBAND 1 DER SCHRIFTEN DES ESSENER KOLLEGS FÜR GESCHLECHTERFORSCHUNG  
(HG.) ILSE MODELMOG, DIANA LENGERSDORF, MONA MOTAKEF  
2008, DIGITALE PUBLIKATION  
DRUCKAUSGABE: ISSN 1617-0571**

**DER SONDERBAND DER SCHRIFTENREIHE IST URHEBERRECHTLICH GESCHÜTZT. ALLE RECHTE  
BLEIBEN VORBEHALTEN. JEDE VERWERTUNG AUßERHALB DER ENGEN GRENZEN DES URHE-  
BERRECHTSGESETZES IST UNZULÄSSIG UND STRAFBAR.**

## **Annäherungen und Grenzüberschreitungen**

### **Konvergenzen Gesten Verortungen**

Vor einiger Zeit hat es an der Universität Duisburg-Essen ein merkwürdiges Ereignis gegeben: Es handelte sich um eine Anfrage von Fachkollegen der Soziologie an den Fachbereich Gesellschaftswissenschaften: Ist das, was Frau Janshen macht, noch Soziologie? Sind ihre Veranstaltungen dem Lehrdeputat der Soziologie zuzurechnen? Die beteiligten Kollegen haben dabei gewiss nicht daran gedacht, der Kollegin ein Kompliment auszusprechen. Das aber war durchaus der Fall.

Denn Doris Janshen lässt sich mit dem, was sie in Lehre und Forschung anbietet, nicht ohne weiteres auf ein dröges, womöglich sich dauernd wiederholendes Spektrum von Soziologie einschränken. Dazu ist sie viel zu neugierig, zu kreativ, zu einfallreich, wenn es darum geht, die Welt der Soziologie nicht einzumauern, sondern sie großzügig durch Analyse und theoretisch fundiert zu konstruieren. Aber eben mit Phantasie, Leidenschaft, Interesse. So etwas kann manchmal als provokant erscheinen. Denkt man an die Freiheit einer Professorin in Forschung und Lehre, so lässt sich kaum glauben, dass die Anfrage ernst gemeint war.

Gleichwohl will ich versuchen, darauf in meinem Verständnis zu antworten, zumal anderen Wissenschaftlerinnen bereits ähnliches zugemutet wurde. Bisher hat es bereits viele Würdigungen ihres wissenschaftlichen Schaffens gegeben (Mettler-von-Meibom 1996); sie selbst hat auch ihre wissenschaftliche Biographie veröffentlicht (Janshen 1984; 1991; 2006). Mit verschiedenen Darstellungen zu Doris Janshen liegt eine Fülle von Material zu ihrer Würdigung vor, es verrät die Bandbreite und Facetten in ihrem Denken, Fühlen und Handeln. Ich kann diese Literatur sehr empfehlen, möchte sie aber nicht hier noch einmal wiederholen.

In diesem Vorwort gehe ich von der Überlegung aus: Die Frage, ob das, was Doris Janshen in Lehre und Forschung vertritt, „Soziologie“ ist, soll hier mit Blick auf soziologische Klassiker diskutiert werden, u.a. an Max Weber, Emile Durkheim, Georg Simmel, Helmut Schelsky, Niklas Luhmann, Theodor W. Adorno, Max Horkheimer, Norbert Elias.

Diese Wissenschaftler haben sich u.a. mit sozialer Ungleichheit, mit aktuellen Diskursen zu Technologien, mit technologischer Zivilisation auseinandergesetzt. Sie beanspruchen jeweils ein ganzes Tableau soziologischer Fragestellungen für sich, um die Disziplin Soziologie auszupolstern. Doris Janshen ist, wie auch die Klassiker, von kulturellen Strömungen und von gesellschaftlichen Krisen beeinflusst, wobei es ihr in ihrem Forschungskontext darum geht, die Frage nach dem „Subjekt“ zu bearbeiten.

Die Annahme ist: Es gibt hinreichende Verknüpfungsstränge, was heutzutage gerne als Anschlussfähigkeit diskutiert wird, zwischen der Soziologie dieser Klassiker und der Wissenschaft von Doris Janshen.

Anschließend werde ich aufzeigen, welche Bedeutung die ihr in diesem Sammelband gewidmeten Aufsätze in diesem Kontext haben, und sie mit den Kategorien Konvergenz, Geste, Verortung, die für Janshens wissenschaftlichen Ansatz relevant sind, in einen Zusammenhang bringen und damit „Affinity“ (Haraway) herstellen.

Doch: Was ist Soziologie?

## **Die Grenzgänger**

Die Wissenschaftler, ich beziehe mich hier ausdrücklich und bewusst auf Wissenschaftler – und nicht auf frühe Gesellschaftsentwürfe von Wissenschaftlerinnen, – die dazu beigetragen haben, die Disziplin Soziologie als Wissenschaft „salonfähig“ zu machen, haben vor allem eine bedeutende Gemeinsamkeit: Sie unternehmen Grenzübergänge in andere Disziplinen und sind offen für Anregungen, wenn es gilt, das eigene Feld abzustecken.

Max Weber hat diesen Prozess hinreichend analysiert, er zeigt auf, wo die Grenzen von Ökonomie und Sozialpolitik lagen. Weber, selber Ökonom, gründet gemeinsam mit anderen Wissenschaftlern um das 19. Jahrhundert die Soziologie als eigene Disziplin.

Es gab im übrigen Vorläufer in der Philosophie, etwa Auguste Comte, der die „positive Methode“ entwickelte, deren wesentliches Merkmal war, die Phantasie aus der Wissenschaft auszugrenzen. Das bedeutete eine Ausgrenzung von Frauen aus den Wissenschaften, indem sie mit „Phantasie“, Männer hingegen mit „Rationalität“ etikettiert wurden. Diese Setzung reichte aus, Frauen aus der Institution „Wissenschaft“ zu verbannen. Wissenschaftler hingegen bastelten sich eine exklusive Stätte vorgeblich rationalen Denkens. Zu benennen sind außerdem Rousseau (Gesellschaftsvertrag) oder Hobbes (Staat als Maschine).

Was Weber umtrieb, war gleichfalls das Auffinden oder Entdecken einer Forschungsmethode, mit der Objektivität wissenschaftlicher Arbeit gesichert sein sollte. Das Modell, das er entwarf, war schließlich der „Idealtypus“, der heute noch ansatzweise in der „Habitus“-Kategorie von Bourdieu aufzuspüren ist. Außerdem hat er die Werturteilsdebatte von Wissenschaft entscheidend geprägt. Die Frage nach „Objektivität“ wird inzwischen recht kritisch diskutiert.

Dergestalt ausgerüstet durchstößt er gesellschaftliche Bereiche oder vielmehr solche, die er dazu machte. Seine Kategorien zur Analyse von sozialen Verhältnissen und sozialem Handeln, sind Herrschaft, Macht, Bürokratie, Religionen; insbesondere indessen Rationalität. Als „Gegenbegriff“ erwähnt er Leidenschaften/Liebe. Er ist dem polaren cartesianischen Denken binärer Codes verbunden. Soziologie ist bei ihm eine breit angelegte Wissenschaft. Dazu gehören Extreme, der Alltag der „Subjekte“ genauso wie charismatische Ereignisse.

## **Die Welt der Soziologie**

Es war eine Zeit, in der die sozialen Widersprüche der Gesellschaft immer deutlicher zu Tage traten. Dadurch wurde sichtbar, dass das Versprechen der Vernunft nicht länger aufrechterhalten werden konnte. Stattdessen entwickelte sich etwas, was Horkheimer mit „instrumenteller Vernunft“ treffend bezeichnet hat (1976). Schon Goethe nimmt den zeitlichen Umbruch wahr. Er beschreibt im „Wilhelm Meister“ (1829), der nach Amerika auswandern will, wie in einem Tal, das er durchwandert, neu aufkeimende Produktionsmittel zum Einsatz kommen. Die Soziologen beobachten und interpretieren die „Welt“/ „Gesellschaft“ und

schaffen dabei eine Paradoxie, nämlich die Welt der Soziologie und das, was „Realitäten“ sein sollen. Deswegen arbeiten sie statt mit der „Wirklichkeit“ mit unterschiedlichen Modellen, die der Realität auferlegt werden und sich verselbstständigen können. Sie schwanken zwischen Traditionen und Moderne. „Realität“ und Theorie aber können nicht identisch sein.

Auch hier lassen sich viele Verbindungsfäden zu dem soziologischen Verständnis von Doris Janshen ziehen. Sie hat in vielen Bereichen geforscht, die an Webers Kategorien anknüpfen. An der Rationalität aber auch an der Irrationalität, an den Herrschaftsformen, an dem Machtbegriff und an Emotionen und speziell Liebe. Sie ist allerdings weitergegangen als Weber, da sie sich auch für die Genderforschung engagiert, die Weber „arbeitsteilig“, geradezu nachsichtig seiner Frau, Marianne Weber, überließ. Ihm war durchaus bewusst: Damit konnte man keine Anerkennung gewinnen.

Doris Janshen hat bestimmte soziale Phänomene weiter ausdifferenziert: Sie stößt dabei auch auf bisher noch nicht bearbeitete interdisziplinäre Fragestellungen über den Zusammenhang von Körper, Musik, Mathematik, Gesten, gendersensible Bezogenheiten, Synästhesien, Geist, Verortungen, Konvergenz. Es ist zu erwarten, dass sie eine philosophisch-soziologische Theorie zu Körper und Geist entwickelt, auf der Basis solcher Kategorien, die bei ihr Prozesscharakter haben.

Eine andere Linie von einem Klassiker-Soziologen zu Doris Janshen verläuft über Emile Durkheim. Er ist besonders bekannt geworden durch seine Theorie sozialer Tatbestände. Das wirklich Interessante an seiner Theoriearbeit mit objektiven und subjektiven Forschungsansätzen ist, dass er seine Theorie von Gesellschaft mit einem Bild vergleicht: Mit einem Baum. Der Baum aber ist im Sinne der fraktalen Geometrie ein fraktales Gebilde. Fraktal deshalb, weil jedes Blatt und jeder Zweig etwas ganz Individuelles, Einzigartiges darstellt, das in seiner spezifischen Erscheinung einmalig und nicht wiederholbar ist. Dieses Verständnis richtet sich gegen die klassischen Naturwissenschaften mit ihrer Idee absoluter Gesetzmäßigkeit von Naturerscheinungen. Die fraktale Theorie oder Chaostheorie macht nämlich auf die permanenten Veränderungen in der Natur als irreversiblen Prozess aufmerksam. Die klassische Soziologie orientierte sich an einem absoluten Gesetzesbegriff und ging von der Wiederholbarkeit gesellschaftlicher Zustände aus. Insofern bildet Durkheim

eine Ausnahme. Indem er den Baum als Symbol für Gesellschaft nimmt, verweist er darauf, dass Gesellschaft nichts Geschlossenes ist, sondern durch Unregelmäßigkeiten und Widersprüche charakterisiert ist, die als produktives Spannungsmoment bezeichnet werden können. Insofern ist bedeutsam, dass fraktale Gebilde letztlich nicht vollständig erfasst werden, sondern lediglich annäherungsweise mit Symbolen, Bildern oder Metaphern bzw. mit Textvarianten beschrieben werden können.

Weitere, bisher schon erwähnte soziologische Klassiker zeichnen sich dadurch aus, dass sie ebenfalls eine eher entgrenzende Auffassung von der Soziologie als Disziplin vertreten. Sie haben zu ähnlichen Thematiken geforscht, wenn auch mit unterschiedlichen wissenschaftlichen Theorieansätzen. So steht Georg Simmel beispielsweise für Kulturtheorie, an der Norbert Elias sich orientiert.

Da gibt es kaum einen Bereich, den Simmel nicht untersucht hat. Das gilt für die „Soziologie der Mahlzeit“ (1910) oder für die Liebe (1908), oder seine berühmte Auffassung über den Henkel einer Vase oder Tasse als Kulturgut (1919). Darüber hinaus untersucht er das „Heil der Seele“ (1902). Er durchstreift die Kultur auf der Suche nach interessanten Objekten. Dabei geht er z.B. in seiner Rembrandt-Interpretation von der Auffassung aus, Wissenschaft und Kunst gehören unbedingt zusammen (1914).

## **Poiesis – die Phantasie der Sprache**

Doris Janshen begibt sich gleichfalls in verschiedene, bislang getrennte gesellschaftliche Bereiche, wie sie auch in den Wissenschaften organisiert sind. Verknüpfungen sowohl innerhalb der Institution Wissenschaft ist das eine, darüber hinaus stellt Janshen allerdings transdisziplinäre Verbindungen her. Sie ist interessiert an gesellschaftlichen Widersprüchen und Prozessen, wobei die Subjekte durchaus immer noch eine Rolle spielen, weil sie als Akteurinnen und Akteure an solchen Phänomenen tatsächlich aktiv teilnehmen. Das Besondere an Doris Janshen ist ihr Interesse an spielerischen Experimenten.

Das Entscheidende ihres wissenschaftlichen Denkens und Handelns ist das Einholen von unmittelbaren Aktionen, so etwa in Performances. Damit kommt Spontaneität in den Blickpunkt; es ist der Versuch, Authentizität herstellen zu können, während der

gesellschaftliche Trend bzw. die herkömmliche soziologische Sichtweise das kaum erfassen kann. Die Suche nach anderen Formen von Wissen als Erkenntnismöglichkeit ist gleichzeitig eine Kritik an fest gefügten, starren Handlungsweisen. Das ist als bewusste Grenzüberschreitung zu verstehen, weil somit verfestigte Strukturen aufgebrochen werden sollen. Für die Beteiligten verbindet sich damit freilich der hohe Anspruch, selbstverantwortlich zu handeln und sich über eingefahrene Denk- und Handlungsmuster hinwegzusetzen.

Das erfordert eine Spracherweiterung, die in der Soziologie gerne ausgeklammert wird. So hat die besonders von Habermas vertretene Theorie „rationaler Kommunikation“ das Manko, die Dimension der poiesis von Sprache zu ignorieren. Denn dadurch kommt Phantasie wieder in die Diskussion oder ist schon diskursiv aufzugreifen. (Das würde Comte nicht gerade erfreuen.)

Durch die Sprache der poiesis jedoch kann eine Dimension in den Diskurs eingebracht werden, um kreativ handeln zu können, vor allem in Bezug auf Andere. Denn der Begriff „poiesis“ meint u.a. machen, tun, eine schaffende Tätigkeit, eine Wirkung und deren bleibendes, in die Sinnen fallendes Erzeugnis; es ist eine Arbeit, ein Ding, ein Werk herstellen... etwas Hervorbringen...

Ein weiterer Aspekt ergibt sich aus der Frage der Präsentation der Forschungsarbeit. Das Ungewöhnliche daran ist, dass das „Ergebnis“ die Akteure und Akteurinnen selbst sind, jedenfalls machen sie Erfahrungen des Anderen. Dafür eignet sich nach Doris Janshen die Performance genauso wie ein Text, beides wird dokumentiert. Was aber durch öffentliche Präsentation anders als nur mit Text dazukommt, ist, darzustellen, wie Körpergefühle und Denken an diesen Prozessen beteiligt sind. Denn es kann während der Vorstellung etwas entstehen, das nicht festgelegt, nicht geplant ist, sondern wo Veränderungen sich ereignen können. So sagt Derrida zum Beispiel: Realität ist, was geschieht (2001). Und Walter Benjamin beschreibt das kurze Aufscheinen von „Wahrheit“ (1991).

Gewiss handelt es sich bei Doris Janshens Methode um eine ungewöhnliche Vorgehensweise, die etwas preisgibt, was für die Soziologie wichtige Impulse für die Zukunft liefern kann. Dazu gehört ihre Vorstellung der Verbindung von Kunst und Wissenschaft und einer umfassenden Zusammenarbeit, auch mit anderen Disziplinen, etwa von Biologie und Neurologie. Damit besteht die Möglichkeit, zu veränderten Fragestellungen in einem gegen-

seitigen Verständnis zu kommen. Das Schlüsselwort ist hier „Synästhesien“.

Angesichts gesellschaftlicher und kultureller Veränderungen erhebt sich sogar die Frage, ob nicht gerade ihr Ansatz Erklärungs-kompetenzen anzubieten hat. Wenn also zum Beispiel Globalisierung, kulturelle Differenz oder die Frage nach Identität, Internationalität unüberschaubare Lebenssituationen schaffen, so dass Irritationen und Orientierungsdefizite auftreten, ist es notwendig, sich bei der Bewertung dieses sozialen und kulturellen Geschehens von den eigenen Begrenzungen des Denkens in der Weise freizumachen, wie Janshen es versucht, um die damit verbundenen Probleme wissenschaftlich annähernd erfassen zu können. Das bedeutet, sich auf etwas einzulassen, was zunächst Unsicherheit auslöst und mehr Fragen als Antworten aufwirft, aber im wissenschaftlichen Austauschprozess zu neuen Erkenntnissen führen kann. Ganz sicherlich geht es heutzutage zumindest um ein Umdenken, dann um ein Nachdenken.

Die Klassiker der Soziologie zeichnen sich dadurch aus – gleich wie man zu ihnen steht – dass sie Konzepte zur Analyse von Gesellschaft und Individuen hatten, die mit Erkenntnisprozessen verbunden waren. Damit versuchten sie, Forschungsansätze kritisch zu hinterfragen. Das ist in der Gegenwart meistens nicht mehr der Fall, mit der Folge, dass Soziologie häufig in einem Wust von Drittmittelanträgen versinkt. Doris Janshen macht da eine Ausnahme, indem sie die kritische Orientierung in Forschung und Lehre zu vermitteln versucht.

Dabei nähert sie sich, wie angesprochen, meistens brisanten Thematiken, die auch schon die bereits benannten Soziologen bearbeitet haben, allerdings in anderer Weise als Janshen. So etwa Militärforschung, Forschung von Technologien, von Macht im Geschlechterverhältnis, Sexualität und Gewalt, mithin gesellschaftlichen Brennpunkten. Das ist die eine Seite. Die andere Seite ist das Aufgreifen von ungewohnten Fragestellungen. Das mag, wie die eingangs erwähnte Anfrage zeigt, manche Kollegen in ihrem eigenen Selbstverständnis von Soziologie herausgefordert haben.



## **Der Geist tanzt, der Körper denkt – beide kichern**

Es besteht die Chance, dass dieses Konzept zu einem anderen Verständnis gesellschaftlicher Kulturprozesse beitragen oder zumindest den Diskurs darüber beeinflussen kann. Dazu wird eine andere Sprache notwendig. Janshen bezieht sich auf Synästhesien. Das ist eine Möglichkeit, quer zu denken, ungewohnte Verbindungen herzustellen. Das ist auch der Versuch, mit Kategorien zu arbeiten, die in der Soziologie nur partiell auftauchen.

Mit ihrem Projekt „Mind Dancing: Meeting of Arts and Sciences“ und anderen Veranstaltungen wirkt Doris Janshen als Vorreiterin für ein offenes und erkenntnisorientiertes Denken. Die Geschlechterfrage hat sie wieder im Gepäck und mit dem Label Gender-Sensibilität geschmückt. Worauf es ihr besonders ankommt ist die Auseinandersetzung mit Körper und Geist. Dabei kann ein veränderter Ansatz zur Anthropologie entstehen.

Die Kategorien, mit denen sie arbeitet, sind bereits benannt worden. Es handelt sich um Konvergenz, Geste, Verortung. Diese Begriffe sind auch Grundlage der anschließenden Beiträge.

### *1. Konvergenz*

Konvergenz ist eine recht schillernde Kategorie, die im Laufe der Zeit viele Bedeutungen annimmt. Hier lässt sie sich am ehesten vielleicht als Bewegungsbegriff verstehen, denn Konvergenz meint eine Umdrehung, einen Wandel, ein Umgestalten, Verändern. Der Begriff hat freilich noch andere Qualitäten, das, was ich als atmosphärische Komponente bezeichnen möchte, ein Aspekt, der auch die Arbeiten von Janshen charakterisiert. Es handelt sich um ein Aufeinanderzugehen, so dass der Forschungsprozess gemeinsam bestimmt werden kann. Gleichwohl lässt das Sich-Zuwenden zwar eine starke Intensität zu, aber dennoch bleibt Eigensinn möglich. In der Mathematik gibt es für diesen Zustand den Begriff der Approximation. Die Annäherungen sind nie identisch.

### *2. Geste*

Die Geste bezieht sich vor allem auf die Verknüpfungen von Körper und Geist, weil es sowohl Denkgesten als auch Körpergesten sind, die im kulturellen Verständnis eben getrennt auftreten. Jedenfalls haben Gesten einen gemeinsamen Schnittpunkt. Gesten

haben eigene Bezugspunkte, die nicht der Rationalität geschuldet sind. Sie folgen einer anderen Logik in ihren Körper- und Geistgebärden. Sie werden schnell als getrennt verstanden, ohne zu berücksichtigen, dass beide zusammenhängen. So ist Denken stets mit einer Geste des Körpers verbunden. Für Doris Janshen sind damit Ansätze für Erkenntnisse gegeben, wie sie bislang kaum vorfindbar sind.

### 3. Verortung

Verortung ist die Gelegenheit, die binären Codes von Privatheit und Öffentlichkeit aufzuheben. Während Öffentlichkeit und Privatheit charakterisiert wird von der Identität von Raum und Zeit, ermöglicht Verortung sich unabhängig davon zu positionieren. Dabei kommt es zu Raumverschiebungen und technologisch bedingter „Echt-Zeit“. Damit sind bestimmte Neuorientierungen möglich, so dass Verortung auch Momente von Spontaneität hat. Eine Verortung kann dort erfolgen, wo man sich befindet. Dadurch sind Raumverschiebungen möglich. Oder es besteht die Freiheit, sich gemeinsam mit Anderen zu verorten, unabhängig von dem Raum-Zeitproblem. Die Verortungen, die vorgenommen werden, können ohne Einheit von Raum und Zeit hergestellt werden. Zusätzlich kann Verortung ein symbolischer Ort sein, bei dem man sich trifft, ohne sich zu begegnen, aber gleichwohl Begegnungen herstellt. Diese Paradoxie macht die Verortung zu einer Kategorie von Anwesenheit und Abwesenheit gleichermaßen.

\*\*\*

Mit ihren vielfältigen Forschungsprojekten hat Doris Janshen einen Beitrag dazu geleistet, dass Wissenschaft Einsichten vermittelt, die es den Akteurinnen und Akteuren erlaubt, sich als Subjekte ihrer Verhältnisse zu verstehen. Das ist das Gegenteil traditioneller Soziologie, die dem Individuum einen Objektstatus zuschrieb. Entgegen solcher Bestimmung geht es ihr darum, dass die Subjekte selbstreflexiv und eigenverantwortlich im Forschungsprozess denken und handeln.

Zu den soziologischen Erkenntnissen lässt sich nach wie vor festhalten: Sie müssen immer wieder neu gefunden werden. Unsere Erklärungsmuster sind notwendiger Weise konstruiert. Und deshalb ist es denkbar, dass es andere – insbesondere auch generationenspezifische – Sichtweisen von Gesellschaft geben kann.

Die Universität Duisburg-Essen kann meiner Ansicht nach stolz sein auf eine Wissenschaftlerin, die schon einiges im kulturellen Leben bewegt hat.

Ilse Modelmog, Oldenburg im Januar 2008

## **Konvergenzen**

Das aufeinander Zugehen der Geschlechterforschung und der unterschiedlichen Disziplinen diskutiert **Ute Gerhard**: Sollten Gender Studies als eigenes „transdisziplinäres Fach“ verortet werden? Oder sollte es unser Ziel sein, Gender-Wissen in den Einzeldisziplinen zu verankern? Die Soziologin fordert beides: Ohne die Disziplinen zu ignorieren, soll Geschlecht als Analyse-kategorie in alle Wissensbereiche von Forschung und Lehre einbezogen und gleichzeitig als interdisziplinäres Studienfach unterrichtet werden. Die Gender Studies dürfen sich hierbei nicht allzu weit von den Alltagsproblemen von Frauen entfernen, so Ute Gerhard. Sie müssen verständlich bleiben.

**Britta Schinzel** skizziert in ihrem Beitrag die Notwendigkeit transdisziplinärer Zusammenschlüsse sowie die Probleme und Hürden, die sich aus diesen Kooperationen ergeben können. Um diese Hürden bewältigen zu können, plädiert die Informatikerin dafür, sich nicht gegenseitig abzuwerten, wie dies häufig der Fall ist, sondern aufeinander zuzugehen.

Die Pharmakologin **Petra Thürmann** diskutiert in ihrem Beitrag, warum Frauen aus medizinischen Studien ausgeschlossen wurden und werden. Zudem zeigt sie die Gründe auf, die für ein Umdenken in Richtung einer „Gleichberechtigung“ in der Arzneimittelforschung sprechen. Männer und Frauen unterscheiden sich in Bezug auf die Wirksamkeit von Arzneimitteln. In der Forschung werden geschlechtsspezifische Unterschiede in der Arzneimittelwirkung und -wirksamkeit jedoch überwiegend vernachlässigt.

Auch **Anna Mitchell** und **Thomas Philipp** (Innere Medizin) erörtern Geschlechterunterschiede in der medizinischen Behandlung. Ihren Fokus bilden kardiovaskuläre Erkrankungen. Frauen sind

dem Risiko an einer Bluthochdruckerkrankung zu versterben, wesentlich stärker ausgesetzt als Männer. Mehr als zwei Drittel aller Patientinnen und Patienten, deren Tod auf eine Bluthochdruckerkrankung zurückgeführt wird, sind Frauen. Die Autorin und der Autor verdeutlichen, warum mehr als 70% dieser Patientinnen und Patienten als nicht ausreichend therapiert gelten.

Der Forschungsgegenstand der „Synästhesie“ wird im Beitrag des Neurophysiologen **Dieter Bingmann** bearbeitet. Er zeigt auf, welche Erklärungsansätze zu den Ursachen der *gleichzeitigen* Wahrnehmung verschiedener Sinneseindrücke entwickelt wurden und zu welchem Schluss seine eigenen Untersuchungen kommen. Dabei zeigt sich, dass es eine Häufung von Synästhetikern bei kreativ tätigen Menschen gibt und bei Frauen. Bingmann sieht hier ein Forschungsdesiderat der Genderforschung.

Die Agrarwissenschaftlerin und Geschlechterforscherin **Mathilde Schmitt** entwickelt Anagramme, die als Ausdrucksformen und als alternative Wege der Erkenntnisgewinnung genutzt werden können. Sie stehen für die Kreativität und Offenheit von Doris Janshen gegenüber anderer Disziplinen. In ihren Wortspielen greift sie auf zentrale Begriffe ihrer Forschungsk Kooperation zu Doris Janshen zurück.

Die Soziologin **Diana Lengersdorf** und die Literaturwissenschaftlerin **Liane Schüller** analysieren im Arbeitsalltag eingesetzte Technologien sowie spezifische Konstellationen von dortigen Geschlechterverhältnissen. Gemeinsam kommen sie zu dem ernüchternden Ergebnis, dass sich die Auswirkungen der Implementation neuer Technologien – nach anfänglicher Hoffnung auf Veränderungen der asymmetrischen Geschlechterverhältnisse – in der Manifestation neuer Ungleichheiten zeigt.

## **Gesten**

Die Gabe als eine Geste des Körpers erörtert die Sozialwissenschaftlerin **Mona Motakef**. Sie diskutiert die im Diskurs der Organtransplantation vorfindbare Konstruktion des menschlichen Körpers und seiner Teile als Gabe. Der Rekurs auf die Kategorie der Gabe, wie er bereits in den Begriffen *Organspende* und *Or-*

ganempfänger deutlich wird, erweist sich als widersprüchlicher als es zunächst erscheint. Dies zeigt sie anhand empirischer und theoretischer Arbeiten zur Gabe in der Organtransplantation sowie im Blick auf das Geschlechterverhältnis in der Lebendorgan-spende. Organtransplantationen werden von ihr als eine medizini-sche Technologie diskutiert, die bislang gültige Grenzen des menschlichen Körpers tief greifend verändern.

Kollaboration als Kategorie gemeinsamen Handelns ist das zent-rale Thema des Mathematikers und Musikwissenschaftlers **Guerino Mazzola**. Den theoretischen Bezugspunkt stellen dabei das aus der Psychologie stammende „Flow“-Konzept in seiner Anwendung durch den Künstler Francis Bacon und das Konzept der „Hypergeste“ des Philosophen Jean Cavailles. Die Untersu-chungen Mazzolas fokussieren sich auf den Jazz als exponiertem Beispiel kreativer Kollaboration.

Die Komponistin **Violeta Dinescu** hat, wie Ilse Modelmog schreibt, für Doris Janshen eine Musik erfunden, die Klangbilder und einen Zeitteppich eröffnet. Ihre Partitur liegt dem Buch als Anlage bei. Ilse Modelmog hat den musikalischen Gruß kommentiert.

## Verortungen

„Zeit und Raum“ wird in seinen vielfältigen Facetten im Beitrag der Soziologin und Unternehmerin **Christine Woesler de Panafieu** zum Thema gemacht. Die Briefform als Ausdrucksmittel verweist dabei auf unterschiedliche Zeitpunkte und Orte der Entstehung von Reflexionen und Erkenntnissen, die ihre Motive in der Frau-enbewegung, der Generationenfrage, des Alterns und der Berufs-karrieren von Frauen findet. Damit ist der Beitrag in der Schwebe zwischen persönlicher Ansprache und soziologischer Analyse zu verorten.

Die Organisationssoziologin **Hedwig Rudolph** akzentuiert in ih-rem Beitrag die Dimension Zeit als Mittel für die Durchsetzung und Aufrechterhaltung von Geschlechtersegregation in Arbeits-feldern. Am Beispiel der Zeitpolitik von international tätigen Un-ternehmensberatungen in Deutschland zeigt sie, dass Normen

und Werthaltungen von Unternehmenskulturen sich an männlichen Erwerbsbiographien orientieren. Die Autorin verdeutlicht dies am Beispiel der Arbeitsorganisation und dem Karrieresystem der Unternehmen. Auch wenn es scheinbar geschlechtsneutral konzipiert wird, ist es in hohem Maße für die Geschlechtersegregation verantwortlich.

Die Sozialwissenschaftlerin **Esther Knoth** widmet sich einer Untersuchung von Doris Janshen aus den 1990er Jahren über „die Deutschen und das Tier“. Sie wertet bisher unveröffentlichte Teile dieser qualitativen Studie über die Beziehung zwischen Mensch und Heimtier neu aus. Dabei geht sie unter anderem der Frage nach, ob Anthropozentrismus auf der einen Seite und die zunehmende Individualisierung von Heimtieren auf der anderen Seite als gegensätzliche Phänomene wahrgenommen werden sollten, wie dies gemeinhin der Fall ist.

## **Literatur**

- Janshen, Doris (1984): Neue Orte neue Zeiten. In: Jokisch, Rodrigo (Hg.): Annäherungsversuche. Reinbek, 12-33.
- Janshen, Doris (1991): Zwischen Exotismus und Exorzismus. Frauen und Technik. In: Eifler, Christine (Hg.): Ein bißchen Männerhaß steht jeder Frau. Erfahrungen mit dem Feminismus. Berlin, 78-90.
- Janshen, Doris (2006): Tempus fugit, Gender bleibt. Zur un-disziplinierten Faszination an den Geschlechterverhältnissen. In: Vogel, Ulrike (Hg.): Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden, 222-230.
- Mettler-von-Meibom, Barbara (1996): Alltagswelten. Erfahrungen – Sichtwechsel – Reflexionen. Münster.